

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

Jahrgang 224

für Anhalt und Thüringen.

nr. 217

Bezugspreis:

monatlich 2 M., bei 2maliger Zahlung 2 M. 50 Pf., einschließlich Zustellungsgebühr...

Halle-Saale

Anzeigenpreis:

Die Spaltenzeitung am besten illustrierten 10 Pfennig, kleine Anzeigen 8 Pfennig...

Telegraphische Halle-Saale, Leipziger Straße 41/42. - Fernruf Zentrale 27 800, abends von 6 Uhr an Redaktion 25 609 u. 25610. - Postfachkonto Leipzig 20 517.

Donnerstag, 15. Sept. 1927

Telegraphische Berlin: Bernburger Str. 80. Fernruf 2m: Kurpark Str. 6290. Eigene Berliner Schriftleitung. - Verlag n. Druck von Otto Hilde Falck-Saal

Die Genfer Abrüstungskomödie

Die südslawischen Wahlen

Ein Vorschlag Ransens zur obligatorischen schiedsgerichtlichen Regelung von Streitigkeiten

Genf, 14. September. In der heutigen Nachmittags-Sitzung des Abrüstungskonferenzen...

1. Die Signatarstaaten verpflichten sich, alle zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten...

2. Bei allen juristischen Streitigkeiten einschließlich derjenigen, die sich auf die gegenseitige Rechtslage...

3. In allen juristischen Streitigkeiten, die nicht unter die eben genannte Regelung fallen...

4. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

5. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

6. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

7. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

8. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

9. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

10. Die Streitenden Parteien verpflichten sich, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes...

Konventionenentwurf auszuarbeiten, der ferner der Vollversammlung des Völkerbundes...

Der in dem Konventionenentwurf erwähnte Art. 26, Absatz 3 des Statutes...

- 1. Streitigkeiten über die Interpretation von internationalen Verträgen. 2. Streitigkeiten über die von einem Staate übernommenen Entschädigungsverpflichtungen...

Der deutsche Standpunkt in der Abrüstungsfrage

Eine Rede Graf Bernstorffs

Genf, 14. September. Reichstagsabgeordneter Graf Bernstorff, der Deutschland bereits in der Vorbereitungskommission...

Der Reichstagsabgeordneter Graf Bernstorff, der Deutschland bereits in der Vorbereitungskommission...

Graf Bernstorff wies ferner auf die getriggerten Ausführungen Paul-Boncourts hin...

Während die Sicherheit in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht habe...

Der klare Wortlaut des Absatzes 6 des Artikels 8 des Völkerbundesvertrages...

Die Ausführungen Graf Bernstorffs wurden von der Versammlung mit langanhaltendem Beifall aufgenommen.

Im weiteren Verlauf der Generaldebatte über die Abrüstungsfrage...

Die Verhandlungen im Einigungsamt sind am Freitag fortgesetzt worden.

Selten ist es auf dem Balkan politisch so ruhig gewesen wie jetzt...

Trotz dieses für balkanische Verhältnisse überraschend ruhigen Verlaufes...

Das Ergebnis der Wahlen bringt keine zahlenmäßigen Uebererhebungen...

Es ist ja die Tragödie des neuen großserbischen Reiches, daß es die neuen hinzugekommenen Volksstämme nicht in das Staatsleben einzuordnen verstand...

Niemals hätte Italien politisch auf dem Balkan Fuß fassen können...

Die italienische Gefahr hat auch in den übrigen Fragen der jugoslawischen Außenpolitik recht beifall gewirkt.

Die Beziehungen zwischen Belgrad und Berlin haben sich, man kann das ruhig ausdrücken, erheblich gebessert.

Die Verhandlungen im Einigungsamt sind am Freitag fortgesetzt worden.

Die Verhandlungen im Einigungsamt sind am Freitag fortgesetzt worden.

Die Verhandlungen im Einigungsamt sind am Freitag fortgesetzt worden.

Die Verhandlungen im Einigungsamt sind am Freitag fortgesetzt worden.

Die Verhandlungen im Einigungsamt sind am Freitag fortgesetzt worden.

Halle und Umgebung

Seite, 15. September.

Es gibt keine Größchen mehr!

Das Größchen ist tot! In die Stellen, an denen es früher stand, die Wandwinkel oder höher heraus auf der Kante, einfach oder in Formlingsform — es hat sie verlassen und sich ins Nichts verflüchtigt.

Wir konstatieren eine Spezialistin für Frauen Schönheiten. „Ein Größchen“ meinte sie mildeidig höflich, „aber das ist ja heut so selten wie ein langer Rod oder ein Hut mit Straußfedern. Sehen Sie, unser capides und viel zu nervöses Leben hat auch die Weichheit der Frauen gehärtet. Die Frau, die Sport treibt, die Frau, die arbeitet und die Frau, die tanzt — jede hat ihren besonderen Typ, aber keiner dieser Typen würde ein Größchen betragen. Und wie sollte auf einem Körper, den man mit allen Mitteln, flugen und dummten, entsetzt, ein Gesicht mit Größchen Platz finden. Die moderne Frau verfügt nur über ein einziges, ein wenig modisches Hädeln, nicht über jenes entzückende Gebilde, ein wenig träge Wächeln, das einem Größchen die Möglichkeit gibt, sich einzunisten.“

So müssen wir denn wahrheitsgemäß für die nächsten Jahresringe vom Größchen, das unsere Ära so sehr geliebt haben, Abschied nehmen. Es wird weiterhin nur auf den Weichheiten ganz kleiner Kinder — und natürlich auf den Kinoplatten, die es sich ja zur Aufgabe gemacht haben, möglichst lebensnahen Reiz zu bringen.

Was darf der Arzt an Honorar fordern?

Eine verheerendste Urteilsergebnisse.

Honoremann kommt einmal in die Lage, die Hilfe des Arztes in Anspruch nehmen zu müssen, oder wenige werden freudigsten gegen Aktionäre bezogen und manche Streitigkeiten über schon über die Höhe des Honorars an Gerichtsstelle ausgetragen worden. In einer solchen Streitfrage hatte auch das Reichsgericht zu entscheiden, wobei es sich um einen wohlhabenden Patienten handelte, der sich dem Arzt verlor, weil er eine Honorarforderung von 200 Mark für zu hoch hielt. Alle drei Instanzen: Kammergericht, Oberlandesgericht und Reichsgericht haben diese Forderung als gerechtfertigt anerkannt, wofür das Reichsgericht, kurz gefasst, folgende Begründung gab:

Der Arzt ist berechtigt, seine Forderung nach beliebigem Ermessen zu aufstellen, das je einer angemessenen Vergütung entspricht. Inhaber und den Willkürspruch vorliegend in diesem Zusammenhang die Annahme, daß die von wohlhabenden Patienten zu leistenden Honorarzahlungen den Arzt für die geringeren, seine angemessene Vergütung darstellenden Honorare von minderbemittelten Patienten entzückenden müßten. Dagegen kann, wie auch sonst im Gewerbetreiben üblich, die Vergütung an demselben einsetzender Ansätze bei der Bestimmung mit in Betracht gezogen werden, sofern es in den Grenzen der Billigkeit geschieht. Im vorliegenden Falle wäre ein Verstoß gegen die Billigkeit nicht darin zu erblicken, daß der Arzt bei Aufstellung seiner Honorarforderung die Vermögensverhältnisse des Patienten berücksichtigt.

— **Wahlkreis Amtshilfsklub des Oberparrers Thiele.** Der in der Gemeinde von St. Ulrich sehr beliebte Oberparrer Thiele setzte in diesen Tagen sein Wählbares Amtshilfsklub. Gelegenheit der Sitzung der Kirchlichen Körperschaften der Gemeinde St. Ulrich am Dienstag wurden Oberparrer Thiele die Glückwünsche der Gemeinde dargebracht. Für den Gemeindefesttag sprechen Herr Starke und Hl. Bischoff. Beide haben die Verdienste, die sich Oberparrer Thiele in seiner 10jährigen Amtshilfsklub in der Kirchgemeinde erworben hat, hervor. Es seien nur einige Schöpfungen des Jubilars genannt, z. B. die Einführung des Kindergebetbuches, die Gründung des Männervereins St. Ulrich und die größte Zeit, die Gründung des Gemeindefesttags St. Ulrich in der Kirchgemeinde. Hierzu überbrachte Herr Starke die Glückwünsche der Kirchgemeinde. Oberparrer Thiele dankte in bewegten Worten und sprach den Wunsch aus, daß die Kirchgemeinde der Kirchgemeinde St. Ulrich ihm auch weiterhin mit der bisherigen Treue bis über sein Alter hinaus folgen möge.

— **Reform des Postverkehrs.** Bei Bräunen in unserer geliebten Morgenausgabe eine Berliner Meldung, wonach der Reichspostminister eine Erweiterung des Postverkehrs in Aussicht genommen hat. Wenn in dieser Meldung von einem sechs maligen zu vier maligen getrocknet wurde, so bezieht sich dies auf die Stadt Berlin. Inwieweit in Halle über die dreimalige Zustellung hinausgegangen werden soll, unterliegt noch Ermittlungen, die bisher nicht abgeschlossen sind. Eine Entscheidung wird jedoch bis zum 1. Oktober erfolgen.

Meidet Halles Autodrohschen!

Immer noch der unmögliche Tarif — Die Drohschenbesitzer rühnen sich nicht — Wo bleibt die Polizei?

Die Aktion, die die „Halle'sche Zeitung“ vor einiger Zeit gegen die zu hohen Autotarife eingeleitet hat, ist wenigstens beim Publikum auf fruchtbaren Boden gegangen; denn überaus groß ist die Zahl der Briefe, die hier in jüngster Vergangenheit einlaufen sind und die in mehr oder weniger ausführlichen Ausführungen über die hohen Autotarife Klage führen und dagegen auf das allerdringlichste protestieren. Inzwischen Standpunkt in dieser Angelegenheit haben wir schon des öfteren deutlich genug dargelegt, und wir werden unsere Aktion, die wir einmal eingeleitet haben — und das mit vollem Recht —, auch zu Ende führen. Das heißt nämlich, daß wir nicht eher ruhen werden, bis die Autodrohschenbesitzer ihre Starckpflicht abgelegt und Barmutigen angenommen haben. Man wird sich zwar im „feindlichen“ Lager hiermit etwas Zeit lassen, aber das soll uns nicht abhalten, nichts unversucht zu lassen,

um die unhaltbaren Zustände, die durch den hohen Autotarif in Halle dauern geschaffen werden, zu beenden. Wenn die Drohschenbesitzer nicht das Interesse haben, den Verkehr in Halle zu fördern und hierdurch Geld zu verdienen, so ist das ihre Sache, wir jedenfalls sind daran interessiert, daß das öffentliche Leben und der Verkehr in Halle gefördert werden, wie es eben eine Stadt wie die unsere beanspruchen darf und auch soll. Denn die „Bereinigung zur Förderung des öffentlichen Verkehrs der Stadt Halle“ ist doch nur ein nicht-jahres, hochstens bis zum Ende des Jahres 1927 gültiges Papier. In der Praxis ist doch die „Bereinigung“ gleich null. Die hiesigen Drohschenbesitzer halten an ihrem Standpunkt fest, genau so fest, wie es gerade jetzt ihre Berliner Kollegen im Kampf um den neuen Kraftfahrzeugtarif tun. Über dieser Angelegenheit, denn die Berliner Autodrohschenbesitzer haben den Tarif herabgesetzt, während ihn die hiesigen hiesiglich am liebsten noch erhöhen möchten. Klarer und deutlicher kann kein Standpunkt sein als der, den man in Berlin einnimmt. Die Drohschenbesitzer in Berlin wissen schon, warum sie den Tarif herabsetzen wollen, sind sich völlig darüber im Klaren, daß man durch einen höheren Tarif einen größeren Umsatz erzielen kann. Und es ist ohne Frage, das erste Recht, das eine Beschränkung des Berliner Polizeipräsidium nämlich — gegen einen zu niedrigen Tarif Stellung nimmt und ein Privatunternehmen zu höheren Preisforderungen zwingen will. Aber bei dem Willen ist es auch nur geliebt. Wenn der Berliner Polizeipräsident vorerst einen höheren Tarife beantragt, auf die Straße geschickt hat, um die Kraftfahrzeuge feststellen und entlassen zu lassen, wie zu dem niedrigen Tarif fahren, die Drohschenbesitzer haben sich durch diese Maßnahme nicht einschüchtern lassen und sind festgeblieben. Die Wirkung hiervon auf das Berliner Polizeipräsidium war einfach beschleunigt; denn gestern hat die weitere Entscheidung im Falle der Kraftfahrzeuge, die angeordnet worden ist, neue Tarifforderungen, eingeleitet worden. Und gestern haben auch bereits zwischen dem Ministerium des Innern und dem Polizeipräsidium Verhandlungen über die Konfliktbeilegung stattgefunden.

Es ist die Schlinge in Berlin.
Hiligerer Tarif — größerer Umsatz,
also mehr Verdienst! Und was die Berliner Kraftfahrzeugebesitzer annehmen, müßten die hiesigen erheben. Man soll uns nicht einreden, daß die hiesigen Drohschenbesitzer, wie wir wissen genau, was die Unterhaltung

einer Kraftdrohsche kostet. Die hiesigen Drohschenbesitzer sind nur zu schmerzhaft und hartköpfig, haben nicht den genügenden Weisheit für ein gutes Geschäft. Wenn sie wollen, könnten sie bedeuten mehr oder sagen wir, noch mehr verdienen. Statt dessen haben sie Kraftfahrzeuge an den Hallesischen und warten manchmal Stundenlang auf einen Passagier. Die Chauffeure tragen keine Schuld, sie wollen gern mehr verdienen, aber sie können es nicht, weil es sich ihre Arbeitgeber nur einmal in den Kopf gefahren haben, daß die Bevölkerung von Halle ruhig einen höheren Tarif, als es sonst anderwärts üblich ist, bezahlen können. Und außer der Starckpflicht und Gefährdungsmöglichkeit mag hier auch die Unmöglichkeit mit spielen. Wer müssen denn etwa neue Straßen angelegt werden, kann man nicht mit den alten Straßen nach einer sehr lebendigen Zelle eben logisch fahren? Gewiß! In Berlin hat man es ja auch. Es liegt einzig und allein nur an den Kraftfahrzeugebesitzern selbst. Erst wenn sie Barmutigen annehmen und den Tarif herabsetzen, kann es in Halle mit den Kraftfahrzeuge besser werden. Dann könnte man auch von einer Förderung des Verkehrs sprechen, vorher aber nicht mehr als ein

Es wie der Autotarif jetzt ist, kann er unmöglich sein, und es ist einfach ein Standhal, daß man a. B. für eine Fahrt vom Bahnhof bis zur Hauptpost über 3 Mark bezahlen muß. Für eine bezugslose Strecke bezahlt man in Berlin noch nicht eine Mark. Es gibt sicherlich viele Leute die nur nicht in Betracht und Berliner — gegen ein Kraftfahrzeug ins Theater oder zu gesellschaftlichen Veranstaltungen fahren möchten. Durch den zu hohen Autotarif wird dies zur Unmöglichkeit. Man spricht und schreibt so oft davon, daß das Automobil ein Verkehrsmittel für jedermann sein soll. Das trifft überall zu, nur nicht bei uns in Halle. Wer fährt hier denn überhaupt mit einem Taxi? Die Preise, die das Geld hierfür wirklich übrig läßt, tun es bestimmt nicht, weil sie demnächstigermaßen die Welt einer Bereinigung, die regulierende Preiswände erhebt, nicht in den Händen werben wollen. Wie richtigdändig und warum die hiesigen Kraftfahrzeugebesitzer sind, geht auch ferner daraus hervor, daß der größte Teil von ihnen Kraftfahrzeug im Betrieb hat, die noch die dreifache Karoborte tragen. In Berlin sieht man solche Kraftfahrzeuge überhaupt nicht mehr. Und trotz der einfachen und doppelten Karoborte gibt es dort nur den 60 Reichst. Tarif.
Wer denn gelangt, ist dies nur in Berlin der Fall. Und schließlich können sich die hiesigen Kraftfahrzeugebesitzer den zu hohen Tarif auch erlauben; denn

hat dafür kein Auge und ebenfalls nicht das Interesse, daß der Verkehr gefördert wird. Aber der Herr Polizeipräsident von Halle hat sicherlich mehr zu tun als sein Amt in Berlin und kann sich um bezugslose „Reinigkeiten“ nicht kümmern. Und warum auch er hat ja sein Dienstauftrag und hat es nicht nötig, mit einem Taxi zu fahren. Außerdem ist ja auch das Publikum für die Maßnahme da und nicht ungenügend, wie es eigentlich sein sollte. Oder fällt mir auch ein, daß ich ein Taxi fahre? Es würde uns nur freuen, wenn es einmal eingeführt wäre; denn dann würde der Herr Polizeipräsident die Pflicht erfüllen, auszureifen und diesem unhaltbaren Zustand endlich ein Ende zu machen. Er würde es nämlich sich selbst und auch der Bevölkerung schuldig.

Worüber wir uns ärgern

(Stimmen aus dem Publikum.)

Berminierung der Briefkasten-Berungen.

Nachdem die Reichspost die Postverbesserung glücklich unter Dach und Deck hat, tritt die Volkswirtschaft mit einer Keuzerung hervor, die auf keinen Fall verheerend wirken kann. Stillfremd werden die Verunglückten an den Briefkästen geändert; das Publikum braucht ja davon nicht im Sinn zu sein, daß es werden; daß in manchen Gegenden, ja sogar 10 Minuten von der Bahn entfernt, die Briefkästen abends 1/2 8 Uhr zum letzten Male geleert werden und dann erst am anderen Morgen um 4 1/2 Uhr wieder geleert werden. Bisher wurden die Briefkästen zum einst abends nach 10 Uhr geleert. Wer nun abends, wenn er vom Dienst kommt, noch einen Brief zu schreiben hat und diesen erst um 1/2 8 Uhr in den Kasten werfen kann, der muß damit rechnen, daß sein Brief erst am übernächsten Tag an den Adressaten gelangt, weil der Briefkasten erst am anderen Morgen um 4 1/2 Uhr geleert wird.

So, nach einer weiteren Maßnahme — jedenfalls aus Sparfamkeitssichtungen — hat die hiesige Postverwaltung getroffen, sie

Wohin gehe ich heute?

- Strohtheater: Richard der Zweite (8).
- Walhalla-Theater: Nebue „Wien und die Wiener“ (6).
- Die Alte Promenade: Der letzte Walzer (4, 6, 8).
- G. Z. Musiktheater: Evengali mit Paul Wegener (4, 6, 10, 8, 15).
- G. Z. Dr. Ulrichsstraße: Der Adler mit Valentino (4, 6, 10, 8, 15).
- Rath's Künstlerspiele: Das glänzende September-Programm (8).
- Kabare: Das fabelhafte Kabarett-Programm (6).
- Madernes Theater: Das große Variete-Programm (8).

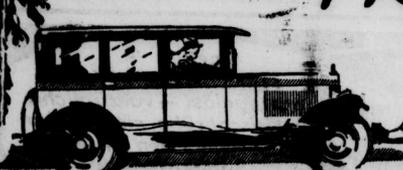
hat die Briefkastenleerungen meines Größtens überhaupt vermindert. Bisher hat sie die Berungen am Abend in der Zeitpunkte Straße und in der Waldgasse; Straße um 1/2 8 Stunden früher geleert. Bisher wurden die Kisten um 8 1/2 Uhr und um 11 Uhr abends geleert, jetzt leert man sie schon um 7 1/2 Uhr und um 10 1/2 Uhr. Nicht jeder Geschäftsmann ist in der Lage, bis um 7 1/2 Uhr seine Briefkästen zu erledigen, nicht er ist demnach in den Kisten, so werden sie jeder an demselben Abend nicht mehr geleert, da die meisten Postkästen in der Zeit von 9—11 Uhr abends fahren. Jedenfalls sind diese Sparmaßnahmen der Post nicht im Einklang mit den maßgebenden Industrie- und Handelskreisen getroffen worden. Für eine Großstadt sind diese nicht verheerend.

— **Die dem Postamt in Hannover.** Die erste Wanderversuch der Oberpostdirektion in die Gegen von Almsdorf — zunächst nach dem Wählkreisformand IV bezeichneten Punkt übernahm ein Hauptmann der Reichspost die Führung der Schlichtungen mit einer Anstalt. In dieser Lebensüberlegung und anschließender Stelle machte er die Fußstapfen mit dem Gelände vertraut, erwiderte die allgemeine Geschäftsbeurteilung und was auf die Bedeutung der einzelnen Spezialfragen hin. Ein nicht zu langer Marsch führte die Wanderversuch mitten ins „Kampfgelände“ zwischen die rote und blaue Partei. Dort hat sich Gelegenheit, einen glänzenden vorgezogenen Angriff der Infanterie und Maßnahmenangehörigkeiten auf einen Hügel aus unmittelbarer Nähe angreifen. In den untermerkblichen kurzen Wartezeiten folgten Marschieren für Befestigung und Gefechtsübung. Besonders interessant verriet die Fahrt zum Winal am Freitag zu werden. Wie wir von der Oberpostdirektion auf Anfrage hin waren, die Teilnehmererfahrungen dazu noch im Wählkreisbüro, Poststraße („Stadt Hamburg“), zu haben.

— **Dahlens-Schau, Sonnabend und Sonntag** findet im „Deutschen Gesellschaftshaus“, Leipzig; Straße 63, eine Dahlens-Schau statt, auf die wir unsere Leser besonders hinweisen möchten. (Wahlkreis siehe Infanterie.)

Gebt für die Hindenburg-Spende!
Sammelstelle der „Halle'schen Zeitung“,
Leipziger Straße 61/62.

Der neue 9/40 PS-Sechszylinder Cyklon



Machen Sie eine Probefahrt und überzeugen Sie sich selbst von den hervorragenden Fahreigenschaften, von der hohen Qualität und Leistungsfähigkeit dieses Wagens. Die Preisvorteile, die der Grossvertrieb mit sich bringt, kommen Ihnen zugute. Der 9/40-PS-Sechszylinder Cyklon kostet als 5-sitzige Innenlenker-Limousine Mark in grosser Ausstattung, 5-fach ballonbereif. Auf Wunsch Zahlungsverleicherung

Gothaer Waggonfabrik A.-G. Verkaufszentrale: Berlin NW 7, Unter den Linden 70

Unterhaltungs-Beilage

Der Feueraffe

ROMAN VON
NORBERT JACQUES
COPYRIGHT BY „DERZEITUNGROMAN“, BERLIN W9
(NACHDRUCK VERBOTEN)

Das tat Kaspar. Als er dann ging, sagte Sonnenschein noch: „Ich nur draußen in der Stadt. Ich gut! Geld haben wir ja. Ich mo nicht gar. Sicher! Ich gut!“

Weshalb sagte er das, da Kaspar doch jeden Tag in der Stadt zu Mittag aß?

Dieser Tag über war Kaspar besorgt um seinen alten Freund. Ja, sein Gefühl war stärker als nur Besorgnis. Es war etwas von Angst hineingemischt, als könne Sonnenschein etwas zustohren oder zugestoßen sein. Er fuhr deshalb schon um acht Uhr nach Hause, statt wie sonst um zehn. Er fand Sonnenschein in der Stube und sah erstaunt, daß er sowohl die Haustür wie die Flurtür geschlossen hatte. Das war gegen seine Gewohnheit.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte er.

„Mein Sohn, mein Sohn,“ rief Sonnenschein, „du hättest viel zu tun, wenn du dich besonders um das leibliche Befinden eines alten Mannes kümmern würdest. Du kommst früh heute, das ist mir recht, denn ich habe einen Plan ausgebrütet, wie ich so lange im Bett lag, was mir nicht bekommt. An die Luft, sage ich, sicher gewiß!“

Da sahen Kaspars Augen zufällig auf die Tür zu seiner Kammer und glitten nieder auf das Schloß und den Schlüssel. Dort verweilten sie.

„Was schaust du . . . was ist?“ fragte Sonnenschein erschrocken. Aber er eilte gleich zu anderem. „Ja, an die Luft!“ rief er überlaut, als könnte er die Blicke Kaspars von dem Schloß wegschrecken.

„Doch Kaspar wußte nicht mehr sicher, ob er nicht vielleicht etwa geträumt habe, daß der Schlüssel in der Nacht umgedreht worden war.“

Sonnenschein zog gleich seinen besten Rock an und einen frischen Krug und sagte ununterbrochen:

„An die Luft! In den Sommerabend! Wohin? Das gut ausdenken, mein Sohn! Wie wär's auf den Sillberg? Wie wär's nach Pinneberg? Wie wär's nach Bergedorf, wie wär's nach Wohldorf? Du siehst, ich schüttele dir die ganze Umgebung von Hamburg in den Schoß. Fasse hinein und wähle! Oder das Rodenbacher Duellental?“

„Ja“, sagte da Kaspar rasch; denn in seiner Heimat gab es ein Täälchen, in dem sieben Quellen entspringen und das war der Liebste, oft gesuchte Ort seiner Knabenzeit. „Ins Duellental.“

Kaspar fuhr rasch durch den warmen Sommerabend. Sonnenschein saß neben ihm. Der Eppendorfer Baum . . . Alsterbusch . . . Fußstütel . . . Poppenbüttel . . . In einer halben Stunde waren sie angekommen. Es war jetzt dunkel. Aber auf der Terrasse des Hotels, die über das Wasser des kleinen Sees gebaut war, schimmerten Lichter, und drunter bewegten sich Menschen.

Sie fanden einen Tisch an der Brüstung frei. Man sah trotz der Dunkelheit der Nacht auf dem Wasser kleine baumbestandene Inseln, von denen sich ab und zu Gondeln loslösten und mit lauten und fröhlich sprechenden Menschen in den Lichtbereich der Terrasse hereinzogen. Sie aßen und tranken. Sonnenschein verrichtete alles hastig und sprach lebhaft dazwischen. Er trank viel und hatte zuerst Bier bestellt, nachher Rotwein. Er betrug nicht viel und unter dem Wein war seine Sprache noch feuriger geworden: in dem Maße, wie seine Bewegungen an Sicherheit verloren. Auch Kaspar, der des Trinkens ungewohnt war, empfand die Wirkung des Weins in einem gesteigerten Wirken seiner Phantasie.

Sonnenschein saß mit dem Gesicht zum Haus, während Kaspar dem Eingang auf die Veranda den Rücken drehte. Plötzlich legte Sonnenschein erregt seine Hand auf Kaspars Arm.

„Da kommt sie, bei Gott, ja!“ sagte er erschrocken.

„Wer?“ fragte Kaspar.

„Wer?“ Die alte Karussellbabe, die Senhora de Weißnicht-Boher.“

Kaspar schaute hin und sah die Dame, die er kürzlich aus dem Hafen zur Fährergasse und zum Fährhaus gefahren hatte. Sie war in die lebhaftesten Farben gekleidet. Sonnenschein

duckte sich ganz zusammen, zog den Kopf zwischen die Schultern und hoffte so vielleicht nicht von ihr erkannt zu werden. Aber Frau de Brechtel segelte heran. Sie hatte die beiden schon von der Tür aus erschaut. Kaspar sah, wie sie ein paar Schritte vom Tisch entfernt stehen blieb, indem sie herüberlächelte, dann ihre Augen auf den zusammengebrückten Sonnenschein gleiten ließ und mit einem lärmend ausbrechenden Lachen heran kam.

„O la la! Herr Sonnenschein!“ rief sie. „Sie spielen Marabu, Strecken müssen Sie noch ein Bein in die Höhe. Junges Mann, guten Abend, el bonitu, muchacho.“

Kaspar stand höflich auf und verbeugte sich. Sie sah wie bewundernd an ihm empor, maß langsam und genießerisch mit den Augen seine ganze, schlanke Größe und sagte, den Kopf verneigend:

„Sie sind höflich! Ich lieben Galanterie!“ — Ohne weiteres ließ sie sich dann an der dritten Tischseite auf den freien Stuhl nieder, indem sie schelmisch sagte:

„Guten Abend, Herr Sonnenschein! Come esta el Senhor Sonnenscheino?“

Sie saß neben Kaspar und gegenüber von Sonnenschein. Dieser richtete sich langsam empor, sagte zunächst nichts und verbeugte sich sitzenbleibend vor der Argentinierin. Dann auf einmal, mit großartigem Ton und einer vornehmen Gebärde: auf Kaspar zeigend, sagte er:

„Darf ich Sie bekannt machen mit meinem gräflichen Freund, dem Herrn Grafen von Gardel?“

Frau de Brechtel lachte laut auf: „Ist nicht nötig, daß Senhor Graf ist, Herr Wikbold,“ rief sie. „Mir gefallen er auch so.“

Sonnenschein machte ein mißachtendes Gesicht, etwa als wollte er zeigen: weshalb Kerlen vor die Schweine werfen! Dann, unmittelbar in eine geradezu schmelzende Miene übergehend, wandte er sich an Kaspar:

„Was Sie da meinten, lieber Herr Graf, daß die schwedischen Halbblutpferde eine so ausgezeichnete Rasse seien für unsern Turf . . . mit Verlaub, was nicht gar, gestatten, daß ich da widersprechen muß. Für unser Klima, unser Flachland, liebster Herr Graf . . .“

Frau von Brechtel begann von neuem unbändig zu lachen. Kaspar sagte geniert und leise mahnend: „Herr Sonnenschein!“

Sonnenschein legte für einen Augenblick wie zu einer vertraulichen Berührung seine Hand auf die Kaspars, dem er auch das Gesicht zugewandt hielt und schaute zugleich von der Seite von und unten herauf die Frau an, indem er hochmütig die Augenlider nur halb zu öffnen geruhete. Da fragte Frau de Brechtel:

„Und Ihr Warenlager? Feiern Sie Verkäufen von der Papierhemden in Burgunder? Felicitation, liebster Herr Sonnenschein. Dachte schon, Sie wollten abwarten neuen Krieg!“

Da wandte sich Sonnenschein unmittelbar ihr zu. Seine kleinen Augen entflammten sich, schossen sie an. Aus dem struppigen Bart flog eine lebhaft glänzende Rede, voll großartiger Paukenschläge:

„Meine Gnädigste! Welcher Geist zu bedauern ist, wenn nach einer Bekanntschaft von fünf, sieben Jahren er nicht gesehen hat, daß Papierhemden, Kriegsfarbe, Brombeertabak und Lehnseife nur Symbole für den Flug einer Phantasie sein können . . . das, meine gnädigste Senhora, . . . ist auf alle Fälle nicht der meinige. Bomit ich nichts, sicher gewiß, i wo denn gar, etwas gegen den Geist einer Dame sagen möchte. Schon aus Galanterie nicht . . .“

„Wohin,“ fragte Frau de Brechtel jetzt erst, „will sie fliegen, fantasia?“

Ein Kellner brachte ein Glas. Sonnenschein, mit einer höflichen Verbeugung gegen Frau de Brechtel ihr eingießend, fuhr fort:

„Nun die Waffen ein! Aber was ist Geschäft? Was ist Kaufmann sein für einen Mann von Geist? Nicht, was da in ein Lager gelegt wird. Nicht, was da in einen Eisenschrank ein-

gesammelt wird. Wohl aber, sicher gewiß, die Kraft, die ich hier aus dieser Stirn hineinkonzentriere, um die Waren aus der Welt zu ziehen und sie in sie zurückzuleiten. Der Magnet meines Hirns bringt ein Spiel meiner Phantasie hervor. Ein Schachspiel im großen, die Felber sind die Weltteile, die Figuren sind die Waren, die Bewegungen der Spieler verrichten Kabel und Radio, meine Gnädigste. Ich mache Geschäfte nicht des Erträgnisses halber, sondern zum Zeitvertreib, um ein Spiel für meine Phantasie zu haben. Nicht so'n lüttger Puttcher, sehen Sie wohl oder nicht gar! . . .

Auf diese Weise sprach er längere Zeit. Kaspar sah ihn unverwandt an. „Weshalb redet er so . . . so groß und so wichtig, der sonst übermäßig bescheidene Mann?“ fragte er sich. Je heißer sich Sonnenschein in das Spiel der Worte verlor, um so sonderbarerweise war Kaspar das Benehmen der Dame. Erst spürte er, wie sie ihr Bein an sein Knie legte. Dann langsam schob sie ihren Fuß an dem seinigen hoch. Langsam und weich, mit einem werdenden, bittenden Streicheln sozusagen. Der Wein gor in seinem Blut ein irrlicherndes Feuer aus. Er mehrte sich nicht gegen die Fremde. Wohl fragte er sich: „Was für etwas Merkwürdiges macht der Fuß?“ Aber er brachte ihm ein unverständliches, liebes Wohlbehagen, etwas Schwesterliches geradezu, und in diesem Gefühl wandte er seine Augen auf einmal mit ihrem vollen, hellen und freundlichen Erstrahlen der Frau zu. Es war das erste Mal, daß er sie anschaute. Er fand sie schön. So fremd! So fern! So unbekannt!

Ruhig und unverwandt ließ er so seine Augen in den ihrigen liegen. Da zog sie wie mit einem Ruck ihren Fuß zurück.

„Was für Augen haben Sie!“ sagte sie, fast als sei sie erschrocken, lief in den Redestrom Sonnenscheins hinein. Sonnenschein hielt einen Augenblick mißtrauisch mit Reden auf. Er hörte aber nichts und fuhr fort:

„. . . das ist die Großzügigkeit der Seele, weniger Bescheidene mögen es Genie nennen, egal, sicher gewiß! . . .“

„Weshalb sind Sie bei . . .“ fragte leise wieder Frau de Drehtel mit einem Wink der Augen auf Sonnenschein deutend.

Ja, mein Mißtrauen hatte ihn nicht getäuscht. Diesen Blick hatte Sonnenschein erwischt. Aber er redete weiter und stieß zugleich unter dem Tisch Kaspar an. Dann wandte er sich an ihn aus seiner Rede heraus.

„. . . Ich hoffe, mein gräßlicher Freund, daß Sie Gelegenheit hatten, i wo nicht gar, zu sehen, daß ich auf diese und keine andere Weise meinen Beruf als Kaufmann ausübe. Versichern Sie dessen die Señhora, gewiß sicher, lieber Herr Graf.“

Weshalb stieß er ihn? Kaspar schaute ihn an. Er sah die kleinen Augen mit einem lauernen, unglücklichen Brennen auf sich gerichtet. Zugleich näherte sich ihm von der anderen Seite wieder der Fuß. Verlegen und ungewiß, in welche Lage er geraten war, vom Wein leise und süß betäubt, schaute er weit und unbestimmt auf die Dunkelheit des Wassers hinaus. Sonnenschein ließ eine neue Flasche kommen.

„Wo kommen Sie her, Señor,“ fragte die Frau, so, als sei Sonnenschein gar nicht mit am Tisch. — Da verstummte Sonnenschein endlich und wand sich ängstlich auf seinem Stuhl. Seine Blicke klapperten unglücklich zwischen Kaspar und der Frau hin und her. „Dónde su patria . . . Heimat wo?“ fragte sie nochmals mit einem innigen Klüstern.

Vor diesem Klüstern erfaßte Kaspar ein unumwiderstehliches Gelüft, von dem zu erzählen, was bisher das Bedeutsamste seines Lebens war:

Von dem alten Ahn Kaspar Thill, der mit den Konquistadoren in Südamerika gewesen war, und von seinem Affen, der noch heute in Gestalt der Sage vom Feueraffen lebte. War Kaspar bisher ziemlich schweigsam gewesen, so wurde sein Mund mit einem Male beredt. Denn dies war eine Frau aus einem fremden Land, aus dem der alte Ritter den Feueraffen mitgebracht hatte und zu dem der Feueraffe die Menschen und auch ihn, Kaspar, trieb. Das war ihm ein bebensamer Zusammenhang, jetzt, wo seine Phantasie, von den Wolken des Weines rosig umbettet, dahinslog. Seine Erzählung wurde lebhaft und gab sich immer stärker hin. Die Augen funkelten ihm jetzt dunkelblau. Den Schopf der blonden Haare hatte er verwegen hochgestrichen, und die Lichter schimmerten darin mit einem zurückstrahlenden Funkeln. Er sah gerade aufgerichtet, und er war, da er so von dem wilden Ritter und den fremden Reisen erzählte, selber ein Wikinger . . . ein Siegfried, der auf dem Weg zur Schlucht des Drachen war.

Die Augen der braunhäutigen Frau brannten in die seinigen. Ihrem Mund entstieg verzückt das Wort:

„O maravilloso! Wunderbar! Wunderbare Heimat das!“

Kaspar wollte fortfahren. Aber mit einem Keinen verzweifeln laut, wie von einer Maus, die zerquetscht wird, unterbrach ihn Sonnenschein. Rasch stotterte er dazwischen, unter

den grauen Stoppeln des Bartes, heiß, bis an den Hals errösend:

„Aber bei mir . . . mir! Jetzt ist meine Heimat nur bei mir, Färbergasse 5a, bei mir!“

Und er hob seinen Blick mit einem vergehenden Flehen zu den Augen Kaspars. Aber dessen Blicke schwammen in dem Rauch des Weines und der Worte und Wiber, die seine Phantasie formten, davon, umstrudelten die fremde Frau, verloren sich im dunklen See.

Frau de Drehtel hob gegen Sonnenschein nur leicht ihre schmale Hand, die mit einem weißen Glacéhandschuh bedeckt war. „Pfi!“ sagte sie dazu. Und zu Kaspar leise, eindringlich: „Ich suche einen Chauffeur.“

Mit einem Isoketten Lauern versuchte sie nun seine Augen festzuhalten. Das Wort Chauffeur fiel in die auseinander-schwimmenden Vorstellungen Kaspars. Chauffeur, das kannte er ja, das war er ja selber. Das war etwas herrliches. Durch die Stadt zu fliegen. Zweimal daselbe Leben in einer Spanne Zeit.

Aber bevor er fortfahren konnte, legten sich die beiden Hände Sonnenscheins auf seinen Arm, und Kaspar sah in zwei kleine Neuglein, die sich selber zu verzehren schienen . . . an einer Qual, unbestimmbar, hartnäckig und bettelnd. Da schwieg er. Verständnislos sah er zwischen den beiden Menschen.

Die schmale, dunkle Frau aber neigte sich ein wenig über den Tisch zu dem ihm gegenüberstehenden Sonnenschein, und sie fragte mit zusammengekniffenem Mund, um den sich sowie auch an den Schläfen die Fältchen wie unter einer nadel-scharfen Nege tiefer ritzten, sonst aber in neben-sächlichem Ton:

„Liebster Herr Sonnenschein, haben Señor Questo lange nicht mehr gesehen?“

„Rein,“ kam die entsetzte Antwort, fast wie ein Schlucken. Waren Kaspars Augen nicht vom Wein entführt gewesen, so hätte er sehen müssen, wie Sonnenschein blaß geworden war, wie in dem struppigen Bart sich die Büge verzerrten und wie die Neuglein nun von ihm absprangen und mit einer bettelnden Ergebenheit, wie von einem geschlagenen Hund sich an die großen schwarzen Augen der Frau zu hängen versuchten. Diese aber, um einen Ton schärfer und diese großen, angebetelten Augen schließend, fuhr fort:

„Dachte, liebster Herr Sonnenschein, Sie hätten gestern nacht Besuch gehabt!“

Langsam legte sich die Frau jetzt zurück. Nun preßte sich ihr Bein fest, verlangend und sich hingebend an das Knie Kaspars. Der aber sah, wie der kleine, alte Herr Sonnenschein auffrang, die halb geleerte Weinflasche nahm und damit mit einer Gebärde mord-süchtigen Jähzorns auf den Kopf der Frau los-schlagen wollte, im letzten Augenblick aber zurück-sank, so daß die Flasche auf dem Tisch zer-schellte. Der rote Wein spritzte mit vielen Fledern rund herum und auch auf das helle Seidenkleid der Frau. Diese sprang auf. Auch Kaspar zuckte in die Höhe. Zwei Kellner eilten herbei, machten sich über Sonnenschein her. Es entstand ein Handgemenge. Kaspar war es im ersten Augen-blick, als ob die Kellner sich an der Dame verzerrten. Er stürzte sich blind in die balgende Gruppe, stieß, geriet, ritz auseinander und hatte auf einmal die kleine, runde Gestalt Sonnenscheins in den Armen und in der Hand einen Felsen aus dessen Hod. Gäste eilten heran. Sonnenschein starrte kleinlaut und ge-bändig auf das besetzte Tisch-tuch. Kaspar schaute suchend rundum.

„Was war das?“ fragte er. „Wo ist die Dame?“

Aber von der Argentinierin war nichts mehr zu sehen.

Der Wirt kam und be-fahl den beiden, das Lokal zu ver-lassen. Bescheiden und demütig sagte Sonnenschein:

„Wenn der Herr Direktor gütigst gestatten möchten . . . einen Augenblick, einen kleinen Augenblick. Ich habe noch zu zahlen.“

Schweigend fuhren sie nach Hause. Kaspar war vollkommen nüchtern geworden. Rätsel der Menschen! Sonnenschein be-rührte seinen Arm und doch waren unüber-siegbare Gebirge zwischen ihnen. Die fremde Frau hatte ihren Körper an den seinigen gepreßt, aber es lagen Ozeane zwischen ihrer und seiner Seele. „Menschen! Menschen!“ stammelte er hilflos in das glühende Schnurren des Motors und der Räder. Doch hatte die rätsel-hafte Woge, die sich vor ihm aufrichtete, nichts Beäng-tigendes für ihn. Er fühlte sie sich nicht feindlich gesinnt. Sie erfüllte ihn nur mit einem Staunen, von dem er keine Grenzen sah, und — ja — er hatte ein weites, mit einem heimlichen Müd geladenes Gefühl in sich, als warte diese Woge auf ihn. Zu welchem Zweck? Zu welchem Ziel? . . .

Mit einem weichen Aufstöhnen seines Gemütes um-fing Kaspar den alten, armen, lieben Mann, der neben ihm saß und ihn das Leben leben ließ, das Kaspar vorgeschrieben worden war. Aber war das eine Antwort? Eine Erklärung?

(Fortsetzung folgt.)

Das „Teufelsrind“

Von M. Ernst.

In der Vorstellung vieler Europäer, die von Indien gehört oder gelesen haben, hat sich merkwürdigerweise die Ueberzeugung festgesetzt, daß das Leben im fernen Osten durch die den Menschen allseits unläuternden giftigen und reißenden Tieren ein unbehagliches ja, gefährvolles ist. Diese Meinung ist eine übertriebene und daher unrichtige, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß Fälle vorkommen, die unbedingte Kaltblütigkeit, Umsicht und irritatives Handeln erfordern.

Die Bißte der dem Menschen wirklich gefährlichen Tiere ist keine allzulange, sie nennt vornehmlich den Sladang, den schwarzen Panther, den gestreiften Leopard und die Giftschlangen. Der Tiger zählt noch zu den harmloseren Tieren, da er den Menschen meist nur dann angreift, wenn er der Angegriffene ist und es ihm gilt, sich seiner eigenen Haut zu wehren... Wenn es dennoch vorkommt, daß Tiger Menschen anfallen, so handelt es sich fast ausnahmslos um solche Tiere, deren Gebisse auf Grund ihres Alters schon schadhast geworden sind, deren Muskelspannkraft und Sprungfähigkeit so weit gelitten haben, daß sie nicht mehr recht befähigt sind, größere Tiere, wie Schweine oder Giraffe, zu jagen und im Sprung zu töten. Der Jäger nennt diese „Pensowitten“ unter den Tigern „men-eaters“ oder „Menschenesser“.

Tiere, die vielleicht nur darum gefährlich erscheinen, da ihre kolossale Verbreitung das annehmbare Maß um ein beträchtliches übersteigt, sind die — nicht mit Unrecht als die „Best des Ostens“ bezeichneten — Krokodile. Neben der dreiaugigen neuseeländischen Flugechse der einzig überlebende Repräsentant einer vorgefährlichen Saurierwelt, hat sich dieses Reptil eine „Auflage“ geschaffen, die nicht so bald „bergriffen“ sein dürfte; denn es gibt wenig Flüsse in Indien, die von Krokodilen nicht geradezu verseucht sind. Die Regierung tut ihr Möglichstes. Sie zahlt Brämen, Jang- und Schutzgelder, und es sind tatsächlich viele Eingeborene, die vom Krokodilfang leben. Das Schutzgeld bestimmt sich nach der Länge des Tieres, pro Fuß werden vierzehn Cents gezahlt. Ein „Krocodilfänger“ kommt sich dieserart auf dreißig bis vierzig Dollar im Monat, — für den Einheimischen eine ansehnliche Summe.

In Malaya findet sich jedoch ein Tier, das Gefährlichkeit und Wildheit in solchem Maße in sich vereint, daß kein anderes Tier Indiens mit ihm in Konkurrenz treten könnte. Es ist dies der bereits erwähnte Sladang, ein Schlamm gebautes, äußerst schnellfüßiges Hind mit kurzen, sehr spitzen Hörnern. Dank den „Aufräumungsarbeiten“ von Kultur und Zivilisation steht der Sladang auf der Liste der aussterbenden Tiere, allerdings an erster Stelle, und es gibt viele Eingeborene, die diesen Ureinwohner der Malaiischen Halbinsel bloß vom Hörensagen kennen. Gleichwohl erzählt man sich über das seltene Tier die entsetzlichsten und schauererregendsten Geschichten, deren Wahrheit mitunter überprüft werden konnte.

Der Grund für die Gefährlichkeit des Sladangs liegt in seiner Eigenheit, jedwedes größere Lebewesen, das sich ihm nähert, unvorzüglich anzugreifen. Und mit welcher Wucht und Wildheit ein solcher Angriff erfolgt, lehrt die Tatsache, daß selbst im Kampf mit dem „König der Tiere des Ostens“ fast immer der Tiger der unterliegende Teil ist. Soweit mir bekannt, ist es auch bisher noch nicht gelungen, einen Sladang lebend zu fangen, daher er in keiner Menagerie zu sehen ist oder je zu sehen war.

*

Ein Freund, der über zehn Jahre in den malaiischen Staaten gelebt und die Halbinsel nach allen Richtungen hin durchquert hat, erzählt mir folgende Geschichte, die sich vor ungefähr fünfzehn Jahren in Upper-Berak ereignete:

Vier Malaien, die von irgendeiner Arbeit nach der Plantage zurückkehrten, hatten im Dschungel Raft gemacht. Sie hockten beisammen und lauten Ding-Ding (in Streifen geschnittenen, getrocknetes Hirschfleisch), als einer von ihnen den Duft einer Durian zu verspüren glaubte. — Durian ist eine der merkwürdigsten Früchte des Ostens. Merkwürdig darum, da sich in ihr das stärkste Aroma mit dem entsetzlichen Gestank vereinigt. Welche Intensität diesem widerwärtigsten aller Gerüche innewohnt, erfährt man aus dem Umstand, daß es auf allen malaiischen Eisenbahnen und in allen besseren Restaurants verboten ist, die Frucht des Durianbaumes in die Abteile bzw. Lokale mitzubringen. Nichtsdestoweniger ist jeder, der Durian einmal gekostet hat, ihr treuester Anhänger und begeistertster Verehrer, — die Tiere nicht ausgenommen.

Drei Malaien entfernten sich also vom Lagerplatz, den Träger der weithin „duftenden“ Früchte zu suchen. Da aber geraume Zeit verstrich, ohne daß seine Freunde zurückkehrten, machte sich der zurückgebliebene Eingeborene auf, um Ausschau zu halten. Böses

ahnend, ließ er es an der nötigen Vorsicht nicht fehlen. Und so kam er bis zu einer kleinen Lichtung, an deren Rand er wie gebannt stehen blieb: Schrecken und Entsetzen lähmten seine Glieder, das geringste Geräusch, die leiseste Bewegung bedeutete den sicheren Tod.

Die drei Malaien waren von einem Sladang attackiert worden und hatten sich auf einen Baum geflüchtet, das Hind selbst hielt unter dem Baume Wache. Der am Waldrand Sitzende wartete lange, ehe er sich entschließen konnte, vorsichtig umzusehen und Hilfe zu holen.

Die Hilfe ließ allenfalls einige Zeit auf sich warten. Erst zwei Tage später war es möglich, daß ein in Eile alarmierter Trupp von zwei Weißen und drei Kulis unter der Führung des Malaien bei der verhängnisvollen Lichtung eintraf. Der erste Anblick, der sich der Rettungsmannschaft bot, war die bis zur Unkenntlichkeit zerfleischte Leiche einer der drei Malaien, der allem Anscheine nach infolge Entkräftung vom Baume gefallen war. Der Sladang aber stand wartend auf seinem Platz, genau wie am ersten Tag.

Die Weißen, zwei englische Assistenten einer Gummipflanzung, entschlossen sich, zu schießen. Um jedoch das Tier in günstige Schußrichtung zu bekommen, mußten sie es ein Stück weit umgehen, ein Versuch, der ihnen zum Verhängnis werden sollte. Durch ein kleines Geräusch, vielleicht aber auch durch seinen äußerst feinen Geruchssinn auf die feindliche Annäherung aufmerksam gemacht, stürzte sich der Sladang mit einem Male auf seine Angreifer.

Die drei Kulis und der malaiische Führer flohen und es gelang ihnen, sich in Sicherheit zu bringen. Sie erzählten dem Manager der Pflanzung, daß sie während der Flucht noch die Detonationen von Schüssen gehört hätten, die sicherlich von den beiden Assistenten abgegeben worden waren. Für die Worte des Managers, der ihnen ihr feiges Ausknarren vorhielt, hatten die Kerle kein Verständnis.

Die zweite Rettungsexpedition kam erst achtundzwanzig Stunden später an Ort und Stelle. Ihre Arbeit war nun keine gefährliche mehr, doch dafür eine um so traurigere. Es fand sich nicht ein einziger Ueberlebender, auch die beiden übrigen Malaien waren in völliger Entkräftung von ihrem Baum herabgestürzt und — gleich den zwei Engländern — ein Opfer des gefährlichen Rindes geworden.

Vom Sladang fehlte jede Spur. Er hatte seine „Schuldigkeit“ getan.

50 Jahre Niederwald-Denkmal

Am 16. September 1927 jährt sich zum 50. Male der Tag, an dem Kaiser Wilhelm I. den Grundstein zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald legte. Stolz auf die großen militärischen Leistungen im französischen Kriege, voll Freude über den erlangten Sieg und die auf den Schlachtfeldern gewonnene deutsche Einheit, aber auch von demütiger Dankbarkeit gegenüber der gütigen Vorsehung erfüllt, umgaben damals die deutschen Fürsten und siegreichen Generale ihren Heldenkaiser. Wenige von ihnen, vielleicht der Schweizer Kolite, mögen sich damals Gedanken darüber gemacht haben, daß Söhne und Enkel in nicht fernar Zeit gegen die ganze Welt zu kämpfen haben würden, um das zu verteidigen, als dessen Sinnbild in Stein und Erz das ragende Denkmal erstand.

Wenn jetzt nach fünfzig Jahren an nicht minder geschichtlicher Stätte wiederum Deutsche aller Gauen sich versammeln, größter kriegerischer Tat ein Denkmal zu weihen, so gilt das nicht nur der Schlacht bei Tannenberg, sondern dem Opferwillen von Millionen, den ungeahnten und nie zu übertreffenden Leistungen deutscher Helden in Hunderten von Schlachten und Gefechten in fast allen Teilen des Erdballs. Mag auch unermessliche Uebermacht ihnen den Enderfolg im unerhörten Ringen entwunden haben und mag es der Gegenwart bei der Weihe ihres Nationaldenkmals der Fall sein, gleich den Vorfahren vor fünfzig Jahren einen Tag der Freude und des ungetrübten Ausblicks in die Zukunft zu feiern, so braucht doch keiner von denen, die demnächst auf Ostpreußens blutgetränkten Fluren zusammen kommen, die Augen beschämt niederzuschlagen im Gedanken an die Niederwaldfeier: nein, den Spruch, mit dem damals Kaiser Wilhelm I. dreimal den Hammer auf den Grundstein des Niederwalddenkmals aufstießen ließ, können auch wir hochgemut dem Tannenbergdenkmal widmen: „Den Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Racheiferung!“

Die Hochzeitsreise

Skizze von Georg Freiherr von Ompfeda.

In Steinach begab es sich, am Brenner.

Ein Zug hielt auf dem Gleise. Ein junger Herr saß am Fenster und starrte in den regnerischen Tag hinaus; auf dem Klappsißchen vor ihm standen ein paar Nelken. Der junge Mann konnte nicht begreifen, warum der Zug gerade in Steinach am Brenner so lange liegen blieb, da man doch von irgendetwas aufreißenden Tätigkeit der Beamten nichts bemerkte. So überfiel ihn alle Traurigkeit eines Menschen, der sich nach Sonne und Süden sehnt und ohne ersichtlichen Grund in Steinach am Brenner warten muß.

Gerade als seine Trostlosigkeit bedenklich zu werden drohte, lief auf dem Nebengleise, vom Brenner her, also von Süd und Sonne, ein Zug ein, und der Zufall wollte es, daß, als die Wagen zum Stehen kamen, genau vor dem jungen Herrn eine Dame mit aschblondem Haar und blauen, etwas traurigen Augen am herabgelassenen Fenster lehnte, offensichtlich berast in Gedanken versunken, daß sie den jungen Herrn ihr gegenüber gar nicht bemerkte.

Was an ihr ihn angezogen haben mag, bleibe in der Schwebel. Gewiß ist: als sein Zug sich in Bewegung setzte, ergriff er, jäh entschlossen, die schönen Nelken und warf sie der Dame als Huldbigung hinüber. Ein Glück nur, daß sie sich gerade vom Fenster zurückzog. Wie nun, wenn die Blumen der Ahnungslosen mitten ins Gesicht geflogen wären? So aber streckte sie dem bunten und duftenden Grusse zwei schlanke Hände entgegen, fing ihn und neigte, fern jedem Gefränksein, den Kopf, reizvoller noch bei dankenbem Lächeln als vorher in sinnendem Ernst.

Was geschah aber nun? Während der andere Zug unrettbar davonglitt, sank die Dame auf ihren Sitz und verbergte das Gesicht in den Nelken. Ein Herr ihr gegenüber wies sie milde zurecht: Wie sie nur von einem Fremden habe Blumen entgegennehmen können!

Die Dame öffnete und schloß schneller, immer schneller die schlanken Finger. Sie erklärte dem Herrn, eine Hochzeitsreise habe sie sich anders vorgestellt, auch wisse sie jetzt zur Genüge, daß er sie ja doch nicht liebe. Als er sich nun über solchen Zweifel gekränkt zeigte, nahm sie den Nelkenstrauß, sog, absichtlich beglückt, seinen Duft ein und verliebte das Abteil.

Der Herr blühte ihr erstaunt nach, rühte an seiner Gelehrtenbrille und vertiefte sich in den kleinen Druck eines Buches, der um so leichter zu lesen war, als der Zug noch immer hielt. Die junge Frau aber benutzte den Augenblick, als der Schaffner aus irgendeinem Grunde die Tür des Wagens geöffnet, um auszu steigen. Ohne Hut lief sie in den leise rieselnden Regen hinaus, ab und zu ängstlich rückwärts schauend, ob der nörgelnde Gatte sie denn nicht voller Besorgnis zurückholen werde. Da setzte sich der Zug in Bewegung, und sie stand ohne Schirm, ja ohne Geld, dafür aber mit den schönsten Nelken Tirols im Regen auf dem Bahnsteige von Steinach am Brenner. Solches Mißgeschick würde ihr bei einem Manne wie dem jungen Herrn niemals widerfahren sein. Der hatte sie nur einen Augenblick gesehen und ihr schon einen Blumenstrauß als Huldbigung zugeworfen, was ihr Gatte noch nie getan.

Der aber spähte hinaus und suchte seine junge Frau, die er mehr liebte als sich selbst, ohne es bei stiller Befensart in Worte kleiden zu können. Da er nun fühlte, wie sich der Zug langsam in Bewegung setzte, lief er ängstlich an die Tür, sie herbeizurufen. Doch schon ging der Wagen schneller, und er sah, wie der Stationschef ihr verbot, das Trittbrett des fahrenden Zuges zu besteigen. Da packte ihn die Verzweiflung, und wie ein Verzweifelter geneigt ist, unbedachte Schritte zu unternehmen, riß er die Wagentür auf und sprang auf den Bahnsteig hinaus. Er verlor das Gleichgewicht und blieb, nachdem er eine richtige Verache geschossen, liegen wie ein Stein.

Die junge Frau aber schrie laut auf und verlor vor Schred den schönen Nelkenstrauß. Als sie dann besorgt ihren Mann bestaunte, war alles an ihm noch ganz, nicht einmal die Brillengläser hatten Schaden genommen. Nur aus der Hose wehte am Anie ein lustiges Dreieck. Aber sie verstand ja zu naben, und er war noch am Leben, jenem Leben, das er offenkundig für sie eingeseht.

Da schoß auf dieser ganzen Reise der erste Blutstrom des Glückes zu ihrem Herzen.

Doch schon erschien der Beamte mit der roten Mütze. Sein Blick verbieth nichts Gutes. Er verlangte den Paß des Mannes, der die Bahnvorschriften übertreten. Die junge Frau rettete nun überreits ihren Mann: schnell eine kleine Notlüge bei der Hand, bedeutete sie dem Notbedürftigen, die Tür, an die sich ihr Gatte gelehnt, sei nicht vorschriftsmäßig geschlossen gewesen, so daß sie genötigt sein könnten, sich zu beschweren. Da erklärte der Be-

ame, sofort gefügig, durch Fernspruch nach Innsbruck das Gepäd im Abteil sichern zu wollen.

Inzwischen hatte es zu regnen aufgehört, denn auch in Steinach am Brenner regnet es nicht ununterbrochen. Zugleich bot sich ein leiser Rückwagen zur Stadt. Aber die junge Frau rief: „Meine Blumen!“ Sie hatten längst einen Bewunderer gefunden. Doch der junge Gatte hatte gelernt: er kaufte einem armen Mädchen, das Alpenrosen vergeblich am Zuge feilgeboden, den schönsten Strauß ab und überreichte ihn (er warf ihn nicht) seiner Frau.

Wie sie da in Wald- und Bergluft die herrliche Straße hinabführten, während in der Tiefe ein Zug leuchtend seinen Qualm entlud, sah der Mann im Glanze der goldenen Sonne ihr Daar leuchten, wie es ihm noch nie gelehnt, so daß er dachte: „Was habe ich da nur für eine hübsche Frau!“ Und als vor ihnen die Solsteinlette in den Himmel wuchs, das Lal sich auftrat mit grünen Matten und dunklem Wald, da schob sie voll endlich erwachter Zärtlichkeit ihren Arm unter den seinen und neigte sich zu seinem Ohr:

„Ich habe ja gar nicht gewußt, wie lieb du bist!“

Der unerfättliche Adler

Die nicht seltenen Beobachtungen, daß Tiere sich der aus irgend einem Grunde verwaisten Nachkommenschaft anderer mitunter einer ganz fremden Gattung angehöriger annehmen und sie aufziehen, werden um eine weitere vermehrt, die ein Tiroler Jäger jüngst im Gebiet von Schönenbach machen konnte. Dort wurde ein junger Adler gänzlich hilflos von seinen Eltern im Stich gelassen. Bald stellte sich jedoch, wahrscheinlich von dem kläglichen Schreien des armen Tieres herbeigelockt, ein Mäusebussardpaar ein und fütterte den Verlassenen mit rührender Ausdauer. Als der junge Adler jedoch seinen Pflegeeltern über den Kopf wuchs, konnten diese trotz aufopferndster Hingabe seiner Freigier nicht mehr genügen, liefen vielmehr Gefahr, ihr selbst zum Opfer zu fallen. Deshalb schoß der Jäger, der alles täglich beobachtete, den jungen Adler ab und erlöste damit die Bussarde von ihren freiwillig übernommenen schweren Pflichten. Der Adler hatte bereits die erstaunliche Flügelspannweite von 2,50 Meter erreicht, während Bussarde nur etwa die Hälfte davon erlangen.

Eine schwimmende Fabrik. Auf der Themse liegt seit einiger Zeit ein neuartiges Schiff: Das Fahrzeug, ein 200-Tonnen-Dampfer, stellt die erste schwimmende Fabrik zur Verwertung von Haifisch den dar. Die erste Reise geht nach Australien, und dort wird das Schiff seine Eignung beweisen müssen. Es ist beabsichtigt, die Haie mit Hilfe der an Bord befindlichen Apparate und Maschinen restlos zu verarbeiten, und zwar sollen täglich 30 000 Tonne erbeidigt werden. Aus den Häuten wird Leder gemacht. Ferner liefern die Haie in ihrem Fleisch und Fett Ausgangsstoffe zur Herstellung von Kunstbänder und Oel. Da das Fleisch und besonders die Flossen von der Bevölkerung des Offens als Lederbissen geschätzt werden, ist an Bord auch eine Trockenanlage eingerichtet, um diese Teile haltbar zu machen.

Bücherbesprechungen

Musikalische Edelsteine. Soeben erscheint Band XI der außerordentlich beliebten Sammlung des Musikverlages Anton J. Benjamin-Leipzig. Die neue Folge reiht sich würdig den früheren Bänden an. Wieder zeigt die vornehme Ausstattung, die Auswahl und die Zusammenstellung den sicheren Geschmack des bekannten Verlages. Aus dem reichen Inhalt von insgesamt 45 ausgewählten Nummern aus allen Gebieten der Musik-Literatur seien nur einige hervorgehoben: Opera und Operetten: Händel und Grell, Aida, Mignon, Puccini, Die Zirkusprinzessin, In der Johannisnacht, Der Orlow usw. Von Salon- und Tanzmusik: Moszkowski, Serenata. — Seyfens, Berühmtes Ständchen. — Moret, Mohnblumen. — Blaauw, Gloden-Intermezzo. — Lied der Barkenschlepper. — Morje, Blau Neugelein. — Micheli, Ruß Serenade. — Raymond, Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren. — Waldau, Serenade d'amour. — Platen, Vuch hours. — Stept, Lob-Nach (Heimat). — Dagar, Come u. v. a. m. Von den Liedern sind zu erwähnen: Brahms, Mein Mädel hat einen Rosenmund. — Bohm, 's Zischau. — Leoncavallo, Mattinata. — Meyer-Gelmond, Zauberkied. — Strauß, Ständchen (Nach auf). — Lassen, Allerfeulen. — Tosti, Todessehnen usw. Der mäßige Preis von nur 7,50 Mark wird es vielen Musikfreunden möglich machen, den neuen Band der „Musikalischen Edelsteine“ zu erwerben.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Steinweg